

Friedrich Ernst Peters

Der Gewaltige und der Poet

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Der Gewaltige und der Poet

Friedrich Ernst Peters

Der Gewaltige und der Poet

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Peters, Friedrich Ernst: Der Gewaltige und der Poet. Typoskript, Schleswig, [1930]. Aus dem Nachlass F. E. Peters der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel (Cb 106.23:8:02).

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5891/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-58918](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-58918)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-58918>

*Für die Bereitstellung der Typoskripte aus dem Nachlass von
Friedrich Ernst Peters danke ich der Schleswig-Holsteinischen
Landesbibliothek, insbesondere Frau Dr. Kornelia KÜchmeister.*

Herr Gottfried Lehmann war vor dreißig Jahren, in einer Zeit also, die uns heute schon fast alfränkisch vorkommt, Standesbeamter in einer schleswig-holsteinischen Fördestadt.¹ Er gehörte zu den Menschen, die zeitlebens aus dem Kopfschütteln über die Dummheit und Schlechtigkeit ihrer Mitmenschen nicht herauskommen. Obwohl er nun gegen diese Eigenschaften nach Gebühr eiferte, hätte er, auf sein Gewissen befragt, die Untunlichkeit ihrer Ausrottung doch zugeben müssen. Denn wenn die Welt allmählich klüger und besser geworden wäre, hätte sich damit der dunkle Hintergrund gelichtet, von dem sich die Persönlichkeit Gottfried Lehmanns in ihrer Weisheit und sittlichen Vollkommenheit so ungemein wirkungsvoll abhob. Wahrscheinlich wäre es dann nicht nur mit dieser Wirkung, sondern mit Gottfried Lehmann überhaupt aus gewesen; denn er lebte im eigentlichen Sinne nur aus der Gewissheit seiner Vortrefflichkeit.

Der Herr Standesbeamte war im Gemeinwesen ein Faktor, mit dem jeder zu rechnen hatte. Aufgebotsanmeldungen nahm er mit finsterer Miene entgegen, so dass mancher Ehelustige seinen Plan durch einen Einspruch des Herrn Lehmann schon hoffnungslos gefährdet sah. Aus reiner Menschenliebe aber kämpfte der Gewaltige seine Bedenken nieder, und es ist kein Fall eines Eheverbots bekanntgeworden. Herr Lehmann war Vertreter des Gesetzes, vor dem alle Bürger gleich sein sollen. Man konnte ihm keinerlei Begünstigung Einzelner nachsagen; unterschiedslos

¹ Es gibt noch zwei weitere Fassungen dieses Textes: „Der Gewaltige“ (Typoskript aus dem Nachlass F. E. Peters der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel, Cb 106.24:1:05) und „Der Gewaltige zermalmt Willibald Kindermann“ (Typoskript Cb 106.23:8:01). Als „Gewaltige“ werden bei Peters ironisch selbstherrliche Vertreter der Obrigkeit bezeichnet, die gerne viel Aufsehen um ihre Person machen. Der Begriff taucht auch in dem Roman *Heine Steenhagen wöll ju dat wiesen* (1925) als Kennzeichnung von eingebildeten und ihre Macht missbrauchenden Vertretern des Militärs auf. Der Begriff „Gewalt“ ist im Plattdeutschen doppeldeutig, er steht sowohl für große Kraft und Macht, wie im Hochdeutschen, als auch für Lärm, Aufsehen, Getue. Das *Schleswig-Holsteinische Wörterbuch* (Otto Mensing, Neumünster, Wachholtz-Verlag, 1927ff.) führt das Beispiel an: „he maakt 'n Gewalt, as wenn he hangen schall“, also „er macht einen Aufstand/verursacht ein Aufsehen, als wollte man ihn hängen“. Peters spielt mit dieser doppelten Bedeutung von „Gewalt“. Seine Gewaltigen üben keine reale Macht aus, sie sind, wie ihr Name es dem Kenner des Plattdeutschen verrät, nur Wichtiguer. [Anm. d. Hrsg.]

gestattete er Senatorenöhnen und Hafenarbeitern die Eheschließung.

Die gute Stadt betrachtete die Ziviltrauung damals noch keineswegs als bloße gesetzliche Formalität, von der alle Feierlichkeit geflissentlich auszuschließen gewesen wäre. Der Standesbeamte hatte die Paare auf den Ernst ihres Entschlusses aufmerksam zu machen und von ihnen peinlich genaue Erfüllung der übernommenen Pflichten in würdigen Worten zu fordern. Die ortsansässigen Eheleute waren also ihm zu einem großen Teil Rechenschaft schuldig und mussten sich eine Überwachung ihres Lebenswandels gefallen lassen.

Wenn junge Ehemänner Vater wurden, so hatten sie wiederum vor Gottfried Lehmann zu erscheinen. Ungeziemenden Stolz und herausfordernde Freude wusste der Würdige zu dämpfen, indem er den Federhalter mit Entschiedenheit hinlegte, die Hände faltete und dem Meldenden überlegen ins Gesicht sah. Übersetzt hieß das etwa: „Mein Freund, wenn ich mich nun weigere, die Hände jemals wieder zum Schreiben auseinanderzutun, wenn ich gewillt bin, von dem Ereignis amtlich nicht Kenntnis zu nehmen, so ist alle Mühe und Aufregung umsonst gewesen.“ Aber er ließ es ja nie zum Äußersten kommen. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich auch, dass die Unsicherheit in der Schreibweise der Vornamen bis weit in die gebildeten Kreise hineingeht. Da war manche Belehrung zu geben. Ungebräuchliche Vornamen oder gar eigenwillige Neuschöpfungen lehnte er immer ab, und wenn er sie doch durchgehen lassen musste, so wies er wenigstens die Verantwortung zurück.

Es war Gottfried Lehmanns Lebensarbeit, den Beziehungen der Geschlechter zueinander und der aus ihnen sich ergebenden Auffüllung der Menschenbestände das gesetzliche Rückgrat zu geben. Wer das Leben mit offenen Augen betrachtet hat, der weiß, wie sehr gerade auf diesem Gebiete menschliche Zuchtlosigkeit der Bändigung widerstrebt. Wer mochte es Gottfried

Lehmann verdenken, wenn er von seinem Wirken eine hohe Meinung hatte?

Natürlich wusste er auch um die große Bedeutung des guten Beispiels. Seine drei Söhne hatte er streng erzogen. Sie standen nun auf eigenen Füßen, hatten die Stadt verlassen, um der Tyrannei des Vaters zu entgehen. Die kleine, versorgte Frau Friederike freilich, die musste ausharren. Man konnte sich nicht denken, dass diese Frau von jeher so klein und schmal gewesen sein sollte. Sie war neben dem Gewaltigen vor Scham über ihr Nichts mit den Jahren einfach zusammengeschrumpft. Sie war klein und unauffällig geworden, weil der Eheherr es anders als eine unduldbare Anmassung empfunden haben würde.

Am Sonntagmorgen ging Gottfried Lehmann in die Marienkirche, immer mit Gehrock und hohem Hut angetan, wie das bei seinem Zug zum Geheimrätlichen selbstverständlich war. Wenn er dann nach einem Spaziergang zwischen Nordertor und Südermarkt in seine Wohnung zurückkam, so musste Frau Friederike erst einen langen Bericht über die frisch beobachteten Torheiten der andern Menschen entgegennehmen. War dies abgetan, so sah sich Herr Lehmann nach neuem Ärger um und fand ihn in der Dummheit seiner Frau. Die „Nachrichten“ vom Sonnabend fanden sich im Zeitungsständer in dem Raum, der sich durch brandgemalte Beschriftung ausdrücklich für den Freitag verpflichtete. Da sprach der Gekränkte mit gestäubtem Schnurrbart seiner Frau die Fähigkeit des Lesens rundweg ab. Von nun an beherrschte überhaupt unermessliche Geringschätzung das Gespräch, so weit von einem solchen noch die Rede sein konnte. Daran war Frau Friederike gewöhnt, und wenn es nur nicht zu einem Tobsuchtsanfall kam, so blieb zur Dankbarkeit immer noch Grund. Es geschah nicht selten, dass der Gewaltige die kleine Frau in eine Ecke drängte und ihr unter Fäusteschütteln und ingrimmigem Augenrollen die Wohltaten aufzählte, mit denen er sie unverdientermaßen von jeher überschüttet hatte.

Am Nachmittag ging dann im Sommer der unvermeidliche Spaziergang nach Meierwiek vonstatten. Herr Lehmann führte seine Frau am Arm. Friederike legte ihre Hand ganz behutsam auf den Unterarm ihres Mannes und trippelte, krampfhaft lächelnd, neben ihm her. Er beugte sich in etwas altmodischer Galanterie zu ihr herab und schien ihre Schritte sorgsam zu überwachen. Alles geschah des guten Beispiels wegen, und unbestreitbar wurde diese Absicht erreicht. Der Poet Willibald Kindermann, der dem Paar begegnete, sah ihm lächelnd nach. Da ging die gute alte Zeit mit all ihren Tugenden: ein ehrenfester Mann, sicher im Leben stehend, die Schritte der alternden Lebensgefährtin rührend überwachend. Und wie vertrauensvoll die kleine Frau zu dem starken Mann aufblickte! Wie sich in ihrem Verhalten nach sicher schon sehr langer Ehe immer noch bräutliche Scheu ausdrückte! Das alles stimmte den lokalen Poeten zum Ausmalen einer Idylle, die ebenso spitzwegig wie abwegig war.

Willibald Kindermann war Junggeselle. Ja, das Geld hatte zum Heiraten niemals ausgereicht. Er hatte sich ohne die Fürsorge einer liebenden Frau behelfen müssen, war von jeher dem kaltschnäuzigen Eigennutz seiner Vermieterinnen ausgeliefert gewesen. Die Witwe Kähler, bei der er augenblicklich ein Zimmer inne hatte, war ja, bei Lichte besehen, ein ganz schlimmes Exemplar der Gattung. Es wurde dem Poeten zuweilen schwer, die sechs Mark für das trübsinnige Stübchen am Wochenschluss zu bezahlen, und er hatte sogar schon die Hölle erprobt, wenn er im Rückstand bleiben musste. Dann hatte er unter einer grenzenlosen Verachtung zu leiden. Frau Kähler hohnlachte bei allem, was er unternahm, sie ballerte mit den Türen, lamentierte über Faulheit, und ihre Lieblingsverben waren „feuern“ und „pfeffern“. Wenn der Faulpelz zu lange im Bett blieb, so „pfefferte“ sie einen Stiefel gegen die Tür. Eine Broschüre, die Willibald vermisste, hatte sie in den Papierkorb „gefeuert“. Bat er bescheiden um seinen Morgenkaffee, so keifte Frau Kähler, sie lasse sich nicht treiben, sie werde ihm die Sachen gleich auf den Tisch

„feuern“, und sie habe nicht übel Lust, ihren Mieter auf die Straße zu „pfeffern“. Willibald Kindermann duldet still und er fand bei der Vorliebe dieser Frau für „feuern“ und „pfeffern“ es nur befremdend, dass sein Zimmer immer ungenügend geheizt und sein Abendbrot stets ungewürzt war. Im Grunde aber konnte er gegen Frau Kähler nicht viel einwenden. Mein Gott, sie war eben Witwe und musste sich kümmerlich durchschlagen. Dabei ging dann das Ewig-Weibliche zu einem guten Teil in die Brüche; es konnte sich nicht so rührend entfalten wie bei dieser behüteten Bürgersfrau, die ihm da in der hohen Uferstraße soeben mit ihrem gewichtigen Mann begegnet war.

Auch Willibald Kindermann spazierte nach Meierwiek. Nachdem ihm der Rat der Stadt in seiner letzten Sitzung einen jährlichen Ehrensold von 600 Mark bewilligt hatte, war alle Not zu Ende. Zur Fünfhundertjahrfeier der sehr vornehmen Olafsgilde hatte unser Poet ein Bühnenfestspiel geschrieben, das ihm viel Ehre und nun noch den Ehrensold eingetragen hatte. Es standen ihm monatlich fünfzig Mark zur Verfügung. Der Schriftleiter der „Nachrichten“ würde ja auch fernerhin die humoristischen Sonntagsplaudereien oder „die tiefempfundenen Gedichte aus der Feder unseres geschätzten Mitbürgers“ anständig honorieren. Ein Monatseinkommen von etwa hundert Mark war gesichert, und darum erschien ihm die Welt wunderbar schön. Bei anspruchsvollerer Lebenshaltung und unverbrüchlicher Barzahlung ließ sich sogar vom Charakter der gefürchteten Kähler noch eine Wendung zum Sanfteren erhoffen.

Der Weg nach Meierwiek war ihm wie ein Triumphzug. Willibald Kindermann, poeta laureatus, genoss, was ihm beschieden war. Man drückte ihm glückwünschend die Hand, einflussreiche Männer klopfen ihm wohlwollend die Schulter. Stadtrat und Großreeder Jenner rief ihm in der Allee vom Wagen aus zu: „Tag, Tag, Alterchen! Geht's gut?“ Die drei Töchter lächelten ihm freundlich zu, und die Jennerschen Töchter waren sehr schön. Und jetzt, jetzt geschah es: die jüngste wurde bei sei-

nem Anblick sichtlich verlegen, und über ihr liebliches Gesicht flog eine tiefe Röte. Willibald Kindermann schwamm in Wonne und hatte dazu wahrhaftig auch Grund.

Gottfried Lehmann fand auf dem Wege nach Meierwiek der tadelnswerten Dinge eine schwere Menge. Vor einigen gekappten Linden der Allee blieb er stehen, das Gebrüll eines gewissen Haustieres nachahmend und mit der Hand ein Brett vor dem Kopf bezeichnend: „Die Hornochsen! Die Hornochsen! Welcher Fachmann wohl hier wieder am Werk gewesen ist? Da haben sie einfach von oben auf den Ast eingeschlagen, bis er abriss und vom Stamm einen großen Splitter mitnahm.“ Frau Friederike fand das auch empörend, und obwohl sie so wohlwollender Gemütsart war, versuchte sie doch, dem Gewaltigen zuliebe, einen scharfen, verachtungstränkten Lachanschlag.

Sanitätsrat Müller ließ sich eine Glasveranda bauen, wobei der ausführende Meister das Straßenbild auf unverantwortliche Weise verschandelte. „Wie kann man nur einen solchen Blödsinn machen?“ fragte Gottfried Lehmann unter ingrimmigem Knirschen der Zähne. „Man müsste den Fachleuten das Genick umdrehen.“ (Fachleute waren nur auf dem Standesamt vonnöten.) Frau Friederike war auch mit dieser äußersten Maßregel einverstanden. Der alte Sanitätsrat hatte vor kurzem eine junge Frau genommen, hatte das gewagt, obwohl er gefühlt haben musste, dass der Standesbeamte diesen Schritt entschieden missbilligte. Beim Anblick der Glasveranda fand der Gewaltige ein Witzwort, von dem er sich großen Erfolg versprach: „Wer einen Vogel hat, muss für ein Bauer sorgen.“ Fast hätte ihm die gute Laune über seinen gelungenen Witz für längere Zeit von seinen Pflichten abgezogen. Da stürzte zum Glück ein Radfahrer, natürlich durch eigenes Verschulden, und Gottfried Lehmann war seinem Rächeramt zurückgegeben.

Im Garten des Restaurants „Fördeblick“ in Meierwiek fügte es sich, dass das Ehepaar dem Poeten wieder zu Gesicht kam. Und da war es nun wieder herzerhebend zu beobachten, wie der

Mann die Dienstleistung des Kaffeeinschenkens mit einer überaus kleidsamen Beschämung von seiner Frau entgegennahm. Er saß während des ganzen Vorganges in einer Verbeugung erstarrt, und es stand zu erwarten, dass er nachher die Hand küssen werde, die ihm Kaffee eingeschickt hatte. Dazu kam es dann freilich nicht, es war aber auch nicht nötig; denn die gute Meinung des Poeten stand fest. Und während er nun an einer gefühlvollen Betrachtung über die ideale Ehe arbeitete, hatte er keine Ahnung von den feindseligen Gedanken, die ihm Gottfried Lehmann zusandte.

Dem Gewaltigen war der alberne, nichtsnutzige Federfuchser wohlbekannt. Er fand es im stärksten Grade herausfordernd, dass der Mensch das städtische Almosen gewissenlos zu vertun willens schien. Frau Friederike sagte, sie fände es auch sehr unpassend. – Ein Stadtrat, und zwar ein besoldeter, trat an den Poeten heran, um ihm zu gratulieren. Willibald Kindermann schnellte von seinem Stuhl hoch und stand da in einer so unterwürfigen Haltung, dass Gottfried Lehmanns Mannesstolz sich dagegen empören musste. Als er selbst etwas später mit dem Stadtrat in der Tür der Glasveranda zusammenstieß, da ergab sich auch ein kleines Gespräch. Aber wie benahm sich der Herr Standesbeamte! Er lehnte sich unter Vorstrecken des Bauches an einen Türpfosten und schob die Hände in die Hosentaschen. Das zeigte den Zuschauern, wie die Herren von der Obrigkeit es untereinander mit dem Krimskram des Benehmens so streng nicht nehmen. Gottfried Lehmann dünkte sich etwas Rechtes, und wenn er in altmodischen Büchern von Standespersonen las, so dachte er dabei immer an Standesbeamte. Aber davon ganz abgesehen: ein gewissenhafter Beamter braucht in einem vorwiegend demokratisch geleiteten Gemeinwesen durchaus nicht als Lakai vor Höhergestellten zu erzittern. Freilich, wer von diesem Gemeinwesen Almosen annimmt, der hat Ursache, vernichtet in sich zusammenzusinken, wenn er in Meierwiek beim Kaffeetrinken erwischt wird.

Gottfried Lehmann hatte sich über den armseligen Dichter geärgert, bevor er zum Biertrinken überging. Hastig suchte er sein nicht unbeträchtliches Maß vollzumachen, wobei das sonst so schweifende Schimpfbedürfnis sich immer bei dem letzten Gegenstand seines Ärgers vor Anker legte. Heute war das der gute alte Willibald Kindermann.

Auf dem Heimweg kehrte das Ehepaar noch einmal in der „Solitude“ ein. Wieder trank der Gewaltige Bier, immer mehr Bier. Ein Gast ließ sich eine Zigarre bringen, über deren Beschaffenheit er dem Kellner Fragen stellte, die das Misstrauen eingegeben hatte. Da aber sagte der Kellner, mit einer großartigen Bewegung des Armes auf den Gewaltigen deutend: „Herr Lehmann lobt die Marke sehr.“ Das Misstrauen des Gastes war wie weggeblasen, und er griff nun mit einer vertrauensvollen Hast nach der dargebotenen Zigarre. So etwas tut natürlich wohl, und Gottfried Lehmann hätte sich vielleicht zu einem bedingten und befristeten Wohlwollen für seine Mitmenschen aufschwingen können, wenn nicht in diesem Augenblick Willibald Kindermann eingetreten wäre.

Der bestellte auch ein Glas Bier. Der gedrückte Winkelpoet fühlte sich heute als Dichter. Hatte er nicht immer geglaubt, für diesen schönen Wahn viel zu alt geworden zu sein? Nun kehrte er am Abend des Lebens noch einmal bei ihm ein. Lange Zeit blickte er selig wehmütig in die Sonne, die sich fern über der Förde zum Untergang rüstete. Dann wandte er sich dem geräuschvollen Treiben der Gäste zu mit einem milden Lächeln, dem eine Kleinigkeit unschuldiger Eitelkeit zugemischt war: der Dichter, von seinen Höhen herniedersteigend, erachtet es nicht für unwürdig, sich ohne Leier und Lorbeerkranz, ganz wie ein Bürger, unter das Volk zu mischen. Nun sieht er dem Treiben halb befremdet, halb belustigt zu. Und alle Menschen waren heute so gut zu ihm, und die Schönste der drei Jennerschen Töchter war seinetwegen rot geworden. Er hatte seinen schäbigen Rock nun fast ganz vergessen.

Da erbat auch er sich eine Zigarre, und wieder bot der Befrackte die Marke Lehmann an. Der Dichter nahm die Zigarre sehr vorsichtig zwischen zwei Finger, betrachtete sie mit einem Misstrauen, das geheuchelt war und nur dargestellt wurde, weil Willibald Kindermann der Versuchung, auch einmal ganz harmlos den Anspruchsvollen zu spielen, nicht widerstehen konnte. „Ist sie denn auch rauchbar?“ fragte er.

Da brach über dem Vermessenen das Strafgewitter los. Gottfried Lehmann ließ erst die Faust auf den Tisch donnern, und dann sprang er auf: „Leute, die auf Almosen der Stadt angewiesen sind, wollen sich hier aufspielen. Das ist empörend. Herr, glauben Sie, dass wir für die Steuergroschen der Hafenarbeiter keine andere Verwendung wissen als sie von Tagedieben verprassen zu lassen?“

Es war nun in dem Raum sehr still. Man mischt sich ja nicht gern in einen beginnenden Streit, auch dann nicht, wenn ohne weiteres klar ist, wem beigesprungen werden müsste. Das ist ja wohl feige; man kann es aber auch mit würdiger Miene „taktvoll“ nennen. Andere wieder konnten für den Gemaßregelten nicht Partei nehmen, weil sie nicht wussten, was dem Streit zugrunde lag. Mit Friederikes Selbstbeherrschung war es plötzlich vorbei. Sie fing fassungslos zu weinen an. Willibald Kindermann stand langsam auf. Sehr bleich und verstört sah er sich einmal hilfesuchend um und wandte sich dann zum Gehen. An der Tür musste er von dem Kellner der unbeglichenen Zeche wegen noch einmal angehalten werden. Die Zigarre war auf dem Tisch liegen geblieben.

Der arme Poet hatte in den Augen des Gewaltigen den lodernen Hass gesehen. Was bedeutete das? Doch hatte er auch in den Augen der kleinen Frau die große Qual erkannt und hatte ihre Tränen gesehen und ihr Mitleid mit ihm, dem Beschimpften. Er schlich nach Hause, und als er keinen Menschenaugen mehr

standzuhalten brauchte, da ließ er freien Lauf den Tränen, die er mit unsäglicher Mühe so lange zurückgedrängt hatte.²

Willibald Kindermann saß in der Abenddämmerung am offenen Fenster seiner Kammer und sah über Stadt und Förde hinweg ins offene Land. Aber seine Augen blieben stumpf, streiften nur der Dinge Außen und wurden ihrer verborgenen Schönheit nicht inne. Als nun vor der Tür das wohlbekannt Klirren laut wurde, zuckte er in Qual zusammen, weil er sich vor der geräuschvollen Übellaunigkeit der Kähler fürchtete. Aber ihr Finger klopfte dieses Mal nicht so beinern peinlich ans Holz der Tür. Sie trat nahezu geräuschlos ein, vergaß alles „Feuern“ und „Pfeffern“ und stellte das Tablett mit dem Abendbrot sehr behutsam auf den Tisch. „Heute Nachmittag war der junge Herr Ipsen hier“, sagte sie leise und ehrfurchtsvoll. „Er wollte Sie besuchen, und er hat Ihnen sogar Blumen mitgebracht.“ Erst jetzt entdeckte Willibald Kindermann den Strauß dunkler Rosen, der auf dem Vertiko³ stand. Die Kähler hatte dafür gar ein Prachtstück aus eigenem Besitz hergegeben: die blaue Vase, die in ihrer Form eine Frauenhand nachbildete. Sie musste doch den Rosen des jungen Herrn Ipsen alle Ehre antun; denn Justizrats gehörten zu den reichsten Leuten der Stadt. Ihr Mieter war ja freilich ein hoffnungsloser Tagedieb; aber die Ehrfurcht vor dem justizrätlichen Reichtum nötigte sie nun doch dem Hungerleider gegenüber zu größerer Rücksichtnahme. „Der junge Herr wollte noch wiederkommen“, sagte sie; dann ging sie wie auf Zehenspitzen hinaus.

Wenig später erschien der Primaner Ipsen, gratulierte dem Dichter und war sehr befangen. Er hatte vor kurzem in einem alten Jahrbuch ein Gedicht von Willibald Kindermann entdeckt, in dem er genau das ausgedrückt fand, was ihn eben bewegte und was er selbst gern ausgesagt haben würde. Aus diesem Grunde

² In den beiden anderen Versionen des Textes folgt hier unmittelbar der letzte Absatz („Gottfried Lehmann saß ...“, S. 15). Die Huldigung des jungen Nachwuchsdichters bewirkt in der vorliegenden Fassung ein versöhnlicheres Ende.

³ Im Typoskript Rechtschreibung „Vertikow“ nach dem Berliner Tischlermeister Otto Vertikow, der um 1860 den Zierschrank als erster gebaut haben soll. [Anm. d. Hrsg.]

hielt er unsern Freund für einen bedeutenden und darum notwendigerweise auch verkannten Dichter. Willibald schlürfte die scheue Verehrung des Jünglings wie alten Wein, der die Entwöhnten mit wenigen Tropfen in eine selige Benommenheit versetzt. Er bedankte sich für die Rosen und erläuterte ihre etwas sonderbare Unterbringung. Da fuhr dem Primaner eine neue und nun ganz dunkle Röte ins Gesicht, und er bekannte, dieser Strauß komme eigentlich von Fräulein Jenner, von Gertrud Jenner. „Ich bin mit Fräulein Jenner befreundet“, erklärte er, „und sie teilt meine Verehrung für Sie.“ So konnte sich Willibald Kindermann die Röte deuten, die bei seinem Anblick das junge Mädchen überflogen hatte.

Zuletzt rückte der Primaner stotternd mit dem eigentlichen Anliegen heraus. Er habe da so ein paar Gedichte geschrieben, und der Meister möge sie doch einmal durchsehen. Fräulein Jenner fände diese Verse sehr gut; aber darauf wolle er sich doch nicht so ganz verlassen.

Willibald Kindermann legte dem jungen Mann scheu einen Arm um die Schultern und sagte beinahe bestürzt: „Aber was machen Sie denn, junger Freund! Sie werden doch wohl Jura studieren und später einmal Nachfolger ihres Vaters werden.“ Da trat in das Jungengesicht ein eigensinniger Zug, der es plötzlich um Jahre älter machte. „Ich will aus Eigenem leben“, sagte er leise, „ich bin gar nicht darauf aus, Erbschaften anzutreten. Zwar werde ich zunächst Jura studieren; aber das hat auch Goethe getan. Alles andere behalte ich mir vor.“

Der alte Mann saß bis tief in die Nacht am offenen Fenster. „Möge es *ihm* gelingen! Möge es *ihm* gelingen!“ murmelte er immer von neuem wie ein Gebet und eine Beschwörung vor sich hin. Zwischendurch gedachte er wohl noch einige Male des Gewaltigen; aber die Trauer war von ihm genommen. War Gottfried Lehmann gewaltig? Nein, nur gewalttätig! Gewalttätigkeit ist nicht Zeichen der Kraft; sie beweist vielmehr die Ohnmacht gegenüber einem sanften Gesetz, das sich immer wieder durchsetzt.

Mögen die alten Leute sich verhärten und sich bemühen, den jungen ihre versteinerte Lebensweisheit aufzudrängen! Die Jugend fasst immer wieder aus eines besseren Wissens Fülle den Entschluss, schön und großmütig und hochherzig zu leben, und einmal wird diese unvollkommene Welt *doch* besser werden.

Gottfried Lehmann saß zu der Stunde noch immer hinter dem Bierglas, ganz Anwalt der Schicklichkeit und Sittlichkeit. Er schwieg düster vor sich hin. Der kleinen Frau graute vor der Rückkehr. Sie hatte ihres Weinens wegen eine schwere Strafe verwirkt.

